

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Äthiopien

vom 6. Dezember 2007 bis 28. Januar 2008

## „Der aufregendste Ort Afrikas“

Von Uwe Schmidt

Äthiopien, vom 6. Dezember 2007 bis 28. Januar 2008



# Inhalt

1. Zur Person	376
2. Der große Film Äthiopiens	376
3. Der Zauberberg der Habenichtse	379
4. „Das Land wartet darauf, wach geküsst zu werden.“	382
5. Leben ohne Geld	385
6. Der schwere Weg zur leichten Industrie	388
7. Freundschaft zu Tagedieben	391
8. Doppelte Bildungsexpansion	395
9. Die Sehnsucht der Karibik	400
10. Epilog	403

## 1. Zur Person

Uwe Schmidt hat die Kölner Journalistenschule besucht und in Köln und Paris Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaft studiert. Nach dem Studium zunächst als freier Journalist tätig, jetzt in der Öffentlichkeitsarbeit der Hans-Böckler-Stiftung. Der Aufenthalt in Äthiopien war sein erster in Afrika. Äthiopien gilt in der europäischen Öffentlichkeit noch immer als das Hungerland schlechthin, darum wollte er herausfinden, welche Hoffnung es für die Menschen dort gibt. Und tatsächlich verändert sich einiges in Äthiopien.

## 2. Der große Film Äthopiens

Tatek Tadesse sitzt am Steuer seines schwarzen BMW. Wir fahren über die Bole Road, vorbei an Hochhäusern und Shopping Malls. Tatek ist 36 Jahre alt, trägt kurze Dreadlocks und ein weißes Hemd. Er ist erfolgreicher Werbefilmer und auch Kino-Regisseur, und er gehört zu den Menschen, die das so alte und arme Land Äthiopien neu in Szene setzen möchten. Junge Menschen suchen nach einem äthiopischen Weg ins 21. Jahrhundert, davon handelt sein nächster Film. Die Hauptfigur will nicht zwischen westlicher Moderne und äthiopischer Tradition wählen – sie will eine äthiopische Moderne. Der Wunsch danach ist ein ziemlich neues Anliegen in einem Land, das sich über Jahrtausende von der Welt abgekapselt hat. Erst seit etwa fünf Jahren breiten sich in Addis Abeba und den Regionalhauptstädten Hochhäuser und Internetcafés aus, und das sind immer noch sehr kleine Inseln der Moderne. Denn zugleich leben in diesem Land noch rund 60 Millionen Menschen mehr oder weniger genauso, wie ihre Vorfahren es schon vor etlichen Jahrhunderten getan haben.

Die Erwartungen an Tateks nächsten Film sind riesig: Ganz Addis wartete auf ihn, sagt mein Kumpel Mulegheta. Selbst der Premierminister soll seine Vorfreude und Neugier kundgetan haben. Kein Wunder, schon Tateks erster Film Gudi Fecha hat dem Publikum gefallen, und nun plant er so etwas wie den großen Film Äthopiens. Er selbst nennt es nicht so, aber einen derart ambitionierten Film wie Abyssinia gab es hier bislang nicht. Über zehntausend Statisten und eine Handlung, die einen großen Bogen von der Gegenwart in vergangene Hochkulturen schlägt. Abyssinien ist der frühere Landesname, der streng genommen nur für die nordwestlichen Provinzen Amhara und Tigray steht. Der Regisseur will zeigen, was das alte Abyssinien für das heutige Äthiopien sein kann: eine Kraftquelle für den Fortschritt und ein Wegweiser.

Tatek steht im Stau, die Bole Road ist mittags stets überfüllt. Er nutzt die Zeit, um den Plot seines Films zu schildern. Es geht um einen Architekturstudenten, der nicht damit zufrieden ist, was man ihm an der Universität beibringt. Er streitet sich mit den Dozenten und wirft ihnen vor: So leben wir Äthiopier nicht, wir passen nicht in diese Häuser. Ihr lehrt internationale Architektur, keine äthiopische. Also verlässt er die Uni und sucht auf eigene Faust nach der richtigen Bauweise und auch nach dem richtigen Umgang mit der äthiopischen Kultur, er reist in Äthiopiens Norden, und dort, in den Bergen, trifft er alte und weise Menschen. Die Geschichte bekommt hier einen Drall ins Mythische, es wird schwer, Tateks Erzählung zu folgen – doch zu viel Realismus darf man in diesem tief religiösen Land nicht erwarten. Die weisen Menschen in den Bergen jedenfalls verhelfen dem Helden dazu, das Wissen der Vorfahren zu erlernen.

Äthiopien hat in der Gegenwart nicht wenige Sorgen, warum da ein Film mit so viel Vergangenheit? Die einfache Antwort: weil in kaum einem Land die Vergangenheit so präsent ist wie in Äthiopien. Wenn ein Äthiopier die Armut seines Landes beklagt, dann erwähnt er ziemlich sicher auch, dass sein Heimatland einst reich und mächtig war. Dahinter steht immer die Frage: Wie konnte alles so schief gehen? Die gute alte Zeit, als Äthiopien noch stark und nicht das Armenhaus der Welt war, ist indes schon furchtbar lange vorbei. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung war das Reich von Axum neben Rom und Persien die dritte Großmacht der damals bekannten Welt. Auch seit der goldenen Epoche, in der die Felsenkirchen von Lalibela entstanden, sind gut 800 Jahre vergangen.

Tatek will die große Sehnsucht Äthiopiens bebildern, nämlich jene, dass sich die Gegenwart mit Hilfe eines Verbindungsstücks zu den alten Hochkulturen meistern lässt. Und Abyssinia soll das perfekte Bild liefern. Alles wird mit HDTV aufgenommen, was auch Probleme aufwirft. Als sein Schnittgerät hakt, muss Tatek in die USA fliegen, nur dort kann er es reparieren lassen. Der Defekt verhindert, dass ich mir Ausschnitte anschauen kann, etwa der riesigen mittelalterlichen Kriegsszenen. Bisher existiert das Opus allein im HDTV-Format, und ein paar Szenen sind noch zu drehen. Doch Verzögerungen stören den Regisseur-Autor-Kameramann nur bedingt, denn er ist auch der Produzent: Tatek Tadesse steckt das Geld aus seiner Werbefirma in die Produktion. Das ist mutig, gibt ihm aber auch Ruhe. Ein Produzent würde auf die Fertigstellung des Werkes drängen, um zügig Geld zu verdienen. So kann er warten, bis alles passt. Und wenn das Equipment kaputt geht, dreht er eben erst einen kurzen Werbefilm für ein äthiopisches Bauunternehmen.

Der schwarze BMW hat sein Ziel erreicht, wir betreten ein mondänes Restaurant im Hier und Jetzt. Direkt nebenan befindet sich ein modernes Kino,

wo Tatek die Uraufführung plant. In den vergangenen fünf Jahren hat sich Addis Abeba enorm entwickelt, das sagt jeder, der die Hauptstadt in dieser Zeit erlebt hat. Wirtschaftlich waren die Jahre seit dem Eritrea-Krieg um unsere Jahrtausendwende gut für das Land. Es ist in der Zeit auch eine kleine Filmbranche entstanden, nicht zuletzt angefeuert durch die Nachfrage der äthiopischen Diaspora in den USA und in Europa. Mindestens 2,5 Millionen Äthiopier leben dort, und ausgestattet mit Dollar- und Euro-Kaufkraft halten sie auch über DVDs in amharischer Sprache die Verbindung zur alten Heimat. Tateks neues Werk wird auf Amharisch gedreht und dazu mit Untertiteln in neun Sprachen versehen. Dazu zählen nicht die wichtigsten der 80 äthiopischen Sprachen, aber Englisch, Japanisch, Deutsch.

Der Regisseur hat sich inzwischen warm geredet. Er gestikuliert schon im Auto lebhaft, aber nun sitzt er über seinem Essen und hält einen Salzstreuer in der Hand. Er hebt den Arm, lässt ihn sinken, schwenkt ihn erneut, und auf diese Weise bedeckt er nach und nach den halben Tisch mit Salz. Er merkt es, lächelt, stellt aber den Streuer nicht ab, denn was er zu sagen hat, ist ihm einfach zu wichtig. Er kennt den Westen und mag ihn, wie viele reiche Äthiopier war er oft in den USA. Und doch fürchtet er, dass die Menschen seines Landes ihre Lebensart verlieren, wenn sie dem Westen zu sehr nacheifern. So habe die Art, in der die Äthiopier derzeit ihre Häuser bauen, nichts mit dem Bedarf zu tun. „Das sind Zerrbilder westlicher Bauweisen“, sagt Tatek, und es sei egal, ob es sich um Häuser für die untere Mittelklasse oder für die Reichen handele. Der erfolgreiche Werbefilmer lebt in der Oberschicht, daher stammt auch sein Beispiel. Sein Bruder ist Millionär, und er hat sich seinem Reichtum entsprechend ein großes Haus gebaut. „Aber in Wahrheit lebt er fast nie in diesem Haus“, verrät Tatek, „sondern die meiste Zeit in der Dienstboten-Wohnung. In seiner Villa kann er keine Tiere töten.“ Den Platz dazu braucht er, weil Äthiopier immer mal wieder selbst schlachten, etwa zum orthodoxen Weihnachten. Kurz vor Genna liefen in ganz Addis Abeba Ziegen und Schafe herum, kleine Herden trippelten über den großen Verkehrsknotenpunkt Meskal Square und blökten zwischen den Minibussen.

Die Villa des Bruders ist modern, aber nicht äthiopisch. Das haben sie mit den Condomium Houses gemein. Die vierstöckigen Condomium Houses entstehen überall in Addis und auch in manch einer kleineren Stadt, und sie könnten das Stadtbild komplett verändern. Es handelt sich dabei um eine Art sozialer-Wohnungsbau-Programm, es ist ein von der Weltbank finanziertes Riesenprojekt: Die untere Mittelschicht soll raus aus den Wellblechhütten und künftig in Steinhäusern wohnen, das wird die sanitären Lebensverhältnisse von hunderttausenden Menschen verbessern. Aber werden die Menschen auch glücklicher sein, wenn sie nicht mehr in den organisch gewachsenen Hüttensiedlungen leben, sondern in Plattenbauten?

Tatek ist skeptisch, zumal in den Condomium Houses nicht nur ein Raum zum Schlachten fehlt. Selbst für die Kaffeezeremonie könnte es eng werden. „Kein Platz für die Kaffeezeremonie“, sagt Tatek und schaut mich verständnislos an. „Die Kaffeezeremonie ist doch das wichtigste am äthiopischen Leben!“ Jede Familie trifft sich einmal am Tag zum rituellen Kaffeetrinken, und immer sind Gäste, Nachbarn und Freunde eingeladen. Eine junge Frau röstet die Bohnen auf offenem Feuer, stampft sie und brüht dreimal frischen Kaffee auf. „Beim Kaffeetrinken finden wir unsere Ideen, die Zeremonie gibt einem Ruhe zum Nachdenken und Zeit zum Diskutieren“, sagt Tatek und macht eine Pause.

„Lass uns einen Kaffee trinken gehen.“

### 3. Der Zauberberg der Habenichtse

Eine Fahrt auf den Entoto ist ein kurzer, aber trauriger Ausflug. Man nimmt von Siddist Kilo am Nordrand von Addis Abeba einen Minibus und steigt dann noch zwei Mal um. Es dauert etwas, bis der blau-weiße Toyota-Bus voll wird, am Anfang will niemand einsteigen, bis auf einmal aus allen Ecken Fahrgäste auftauchen, eine Familie quetscht sich hinein und noch eine, bis wirklich niemand mehr rein passt, dann wird noch ein Huhn hinein gereicht und es kann endlich losgehen. Von Windung zu Windung wird die Straße steiler, der voll bepackte Minibus ächzt und keucht, wider Erwarten schafft er die Kurve noch und die nächste auch. Nach und nach verschwinden die Hütten am Wegesrand, es geht auf über 3.000 Meter Höhe. An manchen Hängen stehen Eukalyptusbäume, an anderen hat die Erosion bereits gesiegt. Weil immer mehr Menschen immer mehr Brennholz brauchen, sind die Bäume abgeschlagen und der jährliche Regen hat den Rest des Bodens ins Tal geschwemmt. Noch einmal muss der Minibus ächzen und keuchen, und dann sind wir oben, auf dem Zauberberg der Habenichtse.

Der Entoto ist der Hausberg Addis Abebas, und eigentlich könnte er auch ein prächtiges Naherholungsziel sein: Vom Berg aus bietet sich ein wunderbarer Blick auf die Vier-Millionen-Stadt. In den Wäldern ringsum trainieren die äthiopischen Langstreckenläufer, wenn der Verband seine Athleten in Addis Abeba zusammenruft. Und hier oben befindet sich die goldverzierte Maryam-Kirche, in der sich Menelik II., der Begründer des modernen Äthiopiens, 1882 zum Kaiser krönen ließ. Just auf dem Gelände dieser Kirche hören wir Schreie, und es klingt, als ob ein Mensch furchtbare Schmerzen hat oder üble Schläge bekommt. „Was ist das?“ frage ich meinen Begleiter Yonathan. „Das sind die vom Teufel Besessenen“, antwortet er ungerührt. „Komm mit, ich zeige sie dir.“ Wir treten durch das Tor auf den Hof der or-

thodoxen Kirche. Da stehen zwei Männer in schmutzigen Lumpen und mit verzerrtem Gesicht, abwechselnd schreien sie auf, laut und rückhaltlos. Der eine beugt sich vor, geht in die Knie und schreit, richtet sich auf und schreit wieder. Dann ist der andere dran, auch er beugt sich vor und zurück, und er brüllt nicht leiser. „Sie warten darauf, dass ihnen der Priester den Satan austreibt“, sagt Yonathan. Yonathan ist ein aufgeweckter Kopf, er spricht Englisch und Französisch und sogar ein paar Worte Deutsch, mit westlichem Denken ist er durchaus vertraut. Glaubt er etwa auch an den Sinn von Exorzismen? „Sollten diese Leute nicht lieber einen Arzt sehen?“ frage ich ihn. Meine Haltung wundert ihn. Dass diese Menschen vom Teufel besessen sind, das sei doch offensichtlich.

Es gibt viele Kranke hier oben, aber keinen Arzt. Wer auf diesem Berg lebt, kann sich entweder keinen Mediziner leisten, oder er glaubt nicht daran, dass der ihm helfen kann. Die Bewohner des Entotos bauen auf die Heilkraft des Bergwassers. Vor zehn bis fünfzehn Jahren – Zahlen sind in Äthiopien immer vage – hat ein Priester auf dem Entoto eine Quelle entdeckt. Anschließend berichtete er, er habe von diesem Wasser geträumt, und so breitete sich im Land die Nachricht von seiner Vision aus. Der Glaube an heilige Gegenstände und Orte ist nichts Neues in Äthiopien, doch an kaum etwas knüpfen sich so viele Erwartungen wie an das Wasser des Entotos. Kranke Menschen aus dem ganzen Land kommen hierher, um Heilung zu suchen. Die meisten von ihnen haben HIV – oder glauben zumindest, sich mit dem Virus angesteckt zu haben. Außerdem gibt es noch eine große Gruppe psychisch Kranker und Epileptiker. Das ärmliche Dorf aus Bretterbuden rund um die Quelle wächst und wächst, der Entoto ist nicht wie Lourdes das Ziel einer einmaligen Pilgerschaft; wer hierhin kommt, bleibt. Inzwischen leben auf dem Berg mehrere tausend Menschen, schätzt man, und unvermindert kommen neue Kranke.

Kebret hockt mit ein paar Freunden im Schatten vor der Kirche. Um die Gruppe ausgemergelter Erwachsener spielen Kinder in schmutzigen Schlafanzügen, ein weiterer Besessener ist wie ein Hund an einen Baum gebunden, ein Mann spricht beruhigend auf ihn ein. Kebret steht auf, um mit uns zu reden, doch während des ganzen Gesprächs schaut er weder mir noch Yonathan in die Augen. Kebret lebt seit vier Jahren hier oben, er trägt ein blau-weiß kariertes Hemd und ist 30 Jahre alt, sieht aber deutlich älter aus. Er bewegt sich sehr langsam. Als er aus seinem Dorf in der Region Wollo zum Entoto kam, war er krank, sagt er, sehr krank. Jetzt aber gehe es ihm gut, er sei wieder geheilt. Kebret wirkt alles andere als gesund, darum frage ich, welche Krankheit er hatte. „AIDS“, antwortet er. „Das kann man heilen?“ frage ich. Nun, er habe einen Test gemacht, als er hier oben ankam, sagt er, und der war positiv. Bis dahin wusste er gar nicht, woran er litt und



dass er sich infiziert hatte. Er war über Monate krank und schlapp, aber im Krankenhaus konnten sie ihm nicht helfen und seine Familie hatte die Geduld mit ihm verloren. Dann kam er zum Entoto, nahm täglich an den Riten um das heilige Wasser teil, und als er drei Monate später den nächsten HIV-Test machte, war der negativ.

Die Wasserzeremonie findet jeden Morgen statt, sie beginnt nach Sonnenaufgang und zieht sich mehrere Stunden hin. Der oberste Priester vom Entoto, Abba Gebremadhem, feiert einen orthodoxen Gottesdienst und segnet danach das Quellwasser. Dann verteilt er das heilige Wasser an die Gläubigen, die sich damit waschen und es trinken. Es ist wie ein großes Taufritual. Die Gläubigen müssen nüchtern sein und eine Woche lang abstinente gelebt haben – keine Zigaretten, kein Sex, kein Alkohol und kein Khat, eine in Äthiopien weit verbreitete Droge. Tausende Menschen nehmen täglich an dem Wasserritual teil, sagt Abba Gebremadhem, der Zeremonienmeister. Der bärtige Mann schlägt zunächst Yonathan mit einem Holzkreuz auf den Kopf und hält es anschließend zum Kuss hin, anschließend segnet er auch mich; dann lässt er uns in sein kleines, voll gestopftes Büro. Der Priester führt auch die Exorzismen durch, bald wird er sich der beiden armen Seelen auf dem Kirchhof annehmen. Abba Gebremadhem ist ein bekannter Mann in Addis Abeba, berichtet Yonathan. „Man sagt, er habe große Macht.“ Wenn dies nicht nur für die Welt der Geister gilt, sondern auch für die Menschen, wie wirkt er dann auf sie ein? Empfiehlt er den HIV-Positiven, dauerhaft Medikamente zu nehmen? Die Antwort des Priesters ist merkwürdig zurückhaltend: „Wir ermutigen die Kranken nicht ausdrücklich dazu, wir halten sie aber auch nicht davon ab.“

HIV lässt sich heilen, daran glauben hier oben alle. Die Quelle und die orthodoxe Kirche speisen diesen Glauben, und welche andere Hoffnung bleibt den kranken Menschen schon? Gerade auf dem Land bekommen sie oft keine Medikamente oder Pflege. Darum kommen die Menschen von Weitem zur Wasserzeremonie, aus allen Teilen des Landes und darüber hinaus, Kebret Mesganow berichtet sogar von Sudanesen und Amerikanern, die auf dem Entoto Heilung suchten und auch gefunden haben. Kebret streitet ab, das es unseriöse Tests sind, die den Heilungserfolg belegen, sie gingen schließlich für die Tests in die Krankenhäuser Addis Abebas.

Abgesehen von den Blutuntersuchungen bleiben die Kranken hier oben; sie sollen die Versuchungen der Großstadt meiden, schreibt Abba Gebremadhem vor. Er versteht den Aufenthalt auf dem Entoto als ein Exerzitorium, denn die Regel lautet: Wer am innigsten glaubt, dem wird geholfen. Die Entoto-Bewohner verbringen viel Zeit im gemeinsamen Gebet, und sie teilen das karge Leben. Kebret Mesganow schläft mit acht anderen in einem kleinen Raum. Ein Bett hat niemand von ihnen, eine Matratze nur wenige. Die

Mieten sind teuer geworden. Seitdem die Quelle so viele Menschen anzieht, fordern die Vermieter umgerechnet fast 20 Euro im Monat für eine karge Kammer. Aber ohne Obdach geht es auf dieser Höhe nicht.

Kebret Mesganow lebt von Almosen, die Kirche zahlt ihm nichts und Arbeit gibt es im Dorf keine. Doch trotz des Elends sieht er seine Zukunft hier oben: Auf dem Entoto sei er Gott nahe, dem er für die Heilung danken möchte. Und er will bei seinen Freunden bleiben, sagt er, die noch nicht geheilt sind, um ihnen beizustehen. Es dürfte einen weiteren Grund geben, erklärt Yonathan später. Kebret kann vermutlich nicht zurück zu seiner Familie, denn sie erwarteten von ihm Hilfe. Ein junger Mann muss in Äthiopien seinen Eltern Geld bringen, er darf sie nicht welches kosten. Die orthodox-christliche Gesellschaft kann sehr mitleidlos sein. Egal, ob Kebret Mesganow nun gesund ist oder nicht, er wird auch morgen wieder fasten und zum heiligen Wasser gehen. Und übermorgen ebenfalls.

#### **4. „Das Land wartet darauf, wach geküsst zu werden.“**

Tawidos Belete steht an der Glasfassade im achten Stock und blickt hinüber auf die anderen Hochhäuser. „Schauen Sie“, sagt er, „jetzt bauen sie schon in der zweiten und dritten Reihe zur Straße. All diese Häuser dort gab es vor etwas mehr als fünf Jahren noch gar nicht.“ Tawidos' Nachbar Haile Gebreselassie, Äthiopiens Wunderläufer und Nationalheld, hat zu Beginn des Jahrzehnts als erstes an die Straße zum Flughafen von Addis Abeba ein Hochhaus gebaut. Sein neunstöckiges Alem Building war anfangs ein sehr einsames Gebäude, denn es stand allein inmitten von ein paar Einfamilienhäusern und vielen Wellblechhütten. Heute fällt es schwer, sich dieses Bild vorzustellen, inzwischen ist hier ein ganzes Hochhausviertel entstanden. An der Straße zum Flughafen von Addis Abeba wirkt das vermeintlich rückständige Agrarland Äthiopien ziemlich modern und ambitioniert. Äthiopien, das nie eine europäische Kolonie war, hatte bis dahin kein Wirtschaftszentrum mit Prestigebauten, doch jetzt ist eines an der Bole Road entstanden. Im Erdgeschoss schicke und oft voll besetzte Cafés, in den ersten beiden Etagen Boutiquen und PC-Läden, darüber Büroräume – so sehen die Häuser der Bole aus.

Tawidos Belete, der Besitzer des Boston Partners Building, zählt neben Haile Gebreselassie zu den ersten Investoren von Äthiopiens Wirtschaftsaufschwung zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Mit seiner Biografie und seinem Ehrgeiz, möglichst viele Menschen am Aufschwung teilhaben zu lassen, taugt er stärker noch als der Läufer zur Symbolfigur für den Aufbruch des Landes nach schwerer Zeit. Haile hat sein Haus nach seiner Frau Alem

benannt, Tawidos nach dem Ort seines Exils. Er hat 20 Jahre in Boston gelebt, ehe er als reicher Mann in jene Stadt zurückkehrte, die er als Jugendlicher mit nur ein paar Birr in der Tasche verlassen hatte.

Tawidos ist schlank wie fast alle Äthiopier, Mitte 40, trägt ein blaues, offenes Hemd und eine graue Hose. Er wirkt zufrieden in seinem Glaspalast und besorgt um die Zufriedenheit der Gäste. Als meinem Kugelschreiber die Tinte ausgeht, reicht er mir seinen Stift und spricht einfach weiter. Tawidos berichtet von Flucht und Heimkehr, es ist seine persönliche Geschichte, und sie hat tatsächlich so etwas wie ein Happy End. Etwas, worauf Äthiopien noch wartet. Der junge Tawidos muss Ende der 70er-Jahre über die Grenze in den Sudan, weil sich der Terror des stalinistischen Mengistu-Regimes auch gegen seine Familie richtete. Der Teenager schlägt sich allein im Nachbarland durch, er versteht kein Arabisch und lebt zunächst auf der Straße. Tawidos sagt: „Im Sudan habe ich die entscheidenden Dinge für mein Leben gelernt. Ich habe überlebt, weil ich niemals aufgegeben habe.“ Was der Flüchtling im Sudan erlebte, ist eine tägliche Realität in Afrika, heute wie damals, und doch wirkt es Welten entfernt vom wohlhabenden und zuvorkommenden Mr. Tawidos und seinem Boston Partners Building, an dessen Eingang ein Schild verspricht: „Boston Spa – where Glamour and Luxury converge.“

Tawidos findet nach drei Jahren Sudan eine Möglichkeit, in die USA zu kommen, und mit seinem Kampfeswillen gelingt ihm eine klassisch-amerikanische Karriere. Er arbeitet als Tagelöhner, bald als Zimmerjunge in einem Hotel, danach in einem Friseursalon. Er lernt dieses Handwerk, spart Geld, um einen eigenen Salon zu eröffnen, und als er ihn hat, macht er ihn besser und besser. Wie erfolgreich er geworden ist, erzählt Tawidos nicht, aber ein Ausschnitt aus einer amerikanischen Zeitung an der Wand im Eingangsraum verrät es: Tawidos' Salon war der angesagteste ganz Bostons, über 100 Dollar kostete am Ende ein Haarschnitt. Dem Flüchtling geht es nach einigen Jahren harter Arbeit blendend in Boston, den Staub der afrikanischen Straßen ist er losgeworden. Doch die Sehnsucht nach Äthiopien hat er nicht abschütteln können, mit den Jahren ist sie sogar gewachsen. „Jeder Äthiopier im Ausland möchte wieder zurück in sein Vaterland“, sagt Tawidos. Da er in den USA einiges erreicht hat, verbindet sich sein Heimweh mit einem Anliegen: Er will nicht nur einfach wieder zu Hause leben, er will auch mithelfen, sein Land voranzubringen. Darum verkauft er alles, was er in Amerika besitzt und investiert sein Geld in Addis Abeba. Er baut ein Haus, vermietet die meisten Etagen und eröffnet im Erdgeschoss das Boston Day Spa – die bis dahin erste Wellness-Oase in einer schmutzigen und hektischen afrikanischen Großstadt.

Mit der Diskretion eines erfahrenen Dienstleisters führt der Besitzer durch die Räume seines Spas. Im Eingangsraum eine Couchzone, in der wartende

Gäste gesüßten Zitronensaft schlürfen. Daran schließt sich ein Friseursalon an, der auch in Paris was hermachen würde und dessen Friseure ebenso darin geschult sind, glattes europäisches Haar zu schneiden wie lockiges afrikanisches. Der Schnitt kostet zwar keine 100 Dollar mehr wie einst in Boston, sondern etwa 6 Dollar. Aber diese 55 Birr sind in Äthiopien viel Geld, ein Tagelöhner muss drei Tage auf den Bau, um so viel zu verdienen. In den vergangenen fünf Jahren hat sich in Addis Abeba eine Mittelschicht entwickelt, die in der Lage ist, 55 Birr für einen Haarschnitt zu zahlen und sich ebenso die Sauna und Massageräume im hinteren Abschnitt des Boston Day Spas leisten kann. Jeder zweite Kunde des Spas ist Äthiopier, auch daran lässt sich die Entwicklung des Landes ablesen – am Anfang kamen nur die Internationalen. Im vergangenen Jahr hat Tawidos rund 70 Kilometer außerhalb von Addis an einem See ein weiteres Wellness-Resort eröffnet, und da ist die Quote sogar noch höher, fast 90 Prozent der Kunden sind Einheimische. „Das hat mich sehr erstaunt“, sagt Tawidos, „und es macht mich sehr froh.“ Er hatte sich vorher in Kenia und auf Sansibar über vergleichbare Einrichtungen informiert. Dort jedoch entspannten und amüsierten sich nur Weiße auf gehobenem Niveau.

Es lässt sich mittlerweile trefflich Geld verdienen in Äthiopien, wenn man Wissen und Kapital mitbringt. Nahezu alle wirtschaftliche Entwicklung steht am Anfang, und es ist wie bei so vielen neuen Märkten: Wer sich frühzeitig bewegt, kann beträchtliche Gewinne einfahren. Tawidos finanzieller Einsatz hat sich in nur fünf Jahren fast verdreifacht. „Äthiopien hat so tolle Möglichkeiten, von denen viele noch schlummern“, sagt er. Es sei ein jungfräuliches Land, das darauf warte, wach geküsst zu werden. Die äthiopische Bürokratie ist kaum korrupt, das Leben in der Stadt sicher und die Äthiopier seien bereit, ihr Geld auch im Inland auszugeben. Darum meint Tawidos: „Jeder, der einen guten Sinn für Unternehmungen hat, sollte hierher kommen.“ Wenn man sich nur anschau, wie wenig es vor fünf Jahren im Land gegeben habe, und wie viel sich in dieser kurzen Zeit schon getan habe! Und das Ende des Aufholprozesses sei noch lange nicht erreicht: „Wir haben bestimmt zehn weitere Jahre mit gutem Wachstum vor uns.“ Addis, das ist seine Vision, soll zu einer der drei Top-Städte Afrikas werden.

Wenn Äthiopiens Wirtschaft wachsen soll, braucht es allerdings mehr Unternehmer wie Tawidos: Investoren, die bereit sind, Menschen mit geringer Bildung einzustellen und anzuleiten. Tawidos lebt inzwischen in der äthiopischen Oberschicht, aber er hat den Mangel und die stumme Verzweiflung der Armen kennen gelernt. Darum will er als Unternehmer mit sozialer Mission sein Land ändern. Der Geschäftsmann engagiert meist junge Leute aus Addis‘ schwierigen Vierteln und formt sie. Er vermittelt dem Personal Fachkenntnisse und stärkt ihre Persönlichkeit. Tag für Tag bekommt jeder der

400 Beschäftigten zwei Stunden Unterricht auf Firmenkosten. Wie gehe ich mit Kunden um? Wie organisiere ich meine Arbeit? Wie baue ich Selbstvertrauen auf? „Äthiopier sind von ihrer Erziehung her sehr schüchtern“, sagt der Geschäftsmann, und das sei natürlich in Dienstleistungsjobs ein großes Problem. Er selbst war es auch. Als er in den USA in einem Hotel gearbeitet habe, habe er sich nicht mal getraut, an den Zimmertüren anzuklopfen und zu fragen, ob der Kunde zufrieden ist oder noch einen Wunsch hat. „Ich möchte, dass sich diese Menschen entwickeln und sich etwas zutrauen.“

Nach dem Gespräch mit Mr. Tawidos fühlt sich die Welt leichter an. Er ist ein charmanter Mensch, in dessen Anwesenheit man sich wohl fühlt, und er hat eine Mission, an der sich einfach nichts aussetzen lässt. Vielleicht hat Äthiopien also doch eine Chance, auf die Beine zu kommen, denke ich. Dann ist der Aufzug im Erdgeschoss des Boston Partners Building angekommen, ich trete aus der Tür, gehe die paar Schritte auf die Straße, und schon erblicken mich die ersten Bettler. Sie laufen mir sofort mit offener Hand entgegen.

Es wartet noch viel Arbeit auf Mr. Tawidos.

## 5. Leben ohne Geld

Egal, wie lang die Nacht war, er steht früh auf. Das fällt ihm leicht, denn es ist nicht zu überhören, wenn Addis Abeba aufwacht. Jetzt, da die Regenzeit schon Monate vorbei ist, erobert die Sonne morgens um sechs Uhr den Himmel. Der Muezzin begrüßt den Tag, Allahu-alAkbar. Und auch die Christen wollen gehört werden, schließlich ist die Parität von Christen und Muslime ein großes Thema in Äthiopien. Also stellen einige Orthodoxe Lautsprecher mit christlicher Musik und Gebeten auf das Fensterbrett. Die Autos brummen, vor allem die blauweißen Sammeltaxen fahren los und stoppen, fahren los und stoppen, und der Verkehr bildet den Klangteppich hinter den Stimmen der Gläubigen.

Getaneh zählt zu den gläubigen Orthodoxen, darum steht er so zeitig auf, er will zur Kirche. Er hat die Nacht in einer Kammer verbracht, im Haus neben dem Restaurant, in dem er arbeitet. Ein kleiner Fleck, ausgelegt mit Decken und einem Schlafsack, in den sich der 16-Jährige hüllt. Nachts wird es auf 2.400 Metern Höhe kalt, da benötigt man Schutz. Und nicht nur in der kurzen Nacht braucht Getaneh jeden Schutz, den er bekommen kann. Er ist einer der vielen Millionen jungen Menschen, die sich in Äthiopien ohne nennenswerte Unterstützung durchschlagen müssen – ohne eine halbwegs wohlhabende Familie, ohne genügend formale Bildung, ohne einen Sozialstaat im Rücken. Das Land ist heillos damit überfordert, all die jungen Menschen hin-

reichend auszustatten fürs Leben: Zwei von drei Äthiopiern sind jünger als 25, jeder zweite unter 18, und das bei bald 80 Millionen Menschen.

Getaneh tritt los, durch den Staub, den die weißen Jeeps der Entwicklungshelfer und der wohlhabenden Äthiopier in die Luft schleudern, und durch den Dunst aus ungefiltertem Diesel. Er steuert die große Medhane-Alem-Kirche an, die vor wenigen Jahren mit viel Geld mitten in Addis Abeba geklotzt wurde. Die Gebildeten und Weltläufigen rümpfen die Nase über diese Kirche – viel zu protzig, eine Provokation der Muslime und künstlerisch alles andere als zeitgemäß. Aber Menschen wie Getaneh lieben sie.

Gotteshäuser sind in Äthiopien Orte, zu denen die Beladenen kommen. Einem Europäer kommt es wie eine biblische Szene vor: Lahme mit Holzkrücken und Blinde, nie habe ich so viele Blinde gesehen wie in Addis Abeba. Rings um die Kirche sitzen viele Menschen am Boden, meist eingehüllt in handgewebte, graue Tücher, die einmal weiß, gelb oder grün gewesen sein müssen. Sie hocken regungslos, schauen einen mit großen Augen an, doch im Gegensatz zu allen anderen Orten rufen die Bettler den Weißen nichts hinterher. Sie können hier der Almosen recht sicher sein, und auch an diesem Morgen kommt ein Mann mit einer blauen Plastiktüte und drückt jedem ein Brötchen in die Hand. An Toiletten hat beim Bau der teuren Kirchen niemand gedacht, es riecht nicht gut am Ort der Jenseitigkeit.

Getaneh geht zur Kirche, während ich mich auf eine der Bänke im Innenhof setze. Wenn orthodoxe Christen zu einem Gotteshaus kommen, richtet sich ihre Aufmerksamkeit plötzlich nach innen und sie spulen ein strenges Ritual ab: Kreuzzeichen, tiefe Verbeugungen, Niederfallen auf die Knie, die Stirn berührt den felsigen Boden, Aufstehen, Verbeugen, Kreuzzeichen. Manche küssen den Stein der Kirche und die den Innenhof umgebenden Wände. Das Ganze hat eine große Ernsthaftigkeit, die Europäer in religiösen Fragen kaum noch kennen. Die Gläubigen beten meist vor der Kirche, und wenn sie schließlich eintreten, streifen sie wie bei einer Moschee die Schuhe ab. Getaneh betet eine Stunde, als Ausgleich dafür, dass er wegen seiner Arbeit den Gottesdienst am Abend versäumt. Das jagt ihm ein schlechtes Gewissen ein, und seine Freunde und Kollegen verstehen das, denn gläubig sind eigentlich alle.

Auf dem Rückweg erzählt Getaneh, was er gebetet hat, ohne dass ich ihn danach frage. Das zu erzählen ist das normalste der Welt für ihn, und er untermalt es mit ausgebreiteten Händen und einem Blick zum smogigen Himmel. Für seine Eltern, dass es ihnen gut gehen solle, dass er ihnen ein guter Sohn sein möge. Sie wohnen über 300 Kilometer entfernt von der Hauptstadt, in einem Dorf ohne Elektrizität, ohne Fernsehen und Telefon, und angesichts der schlechten Straßen verlangt es eine Tagesreise, dorthin zu kommen. Es plagt den Jungen, dass er seine Eltern so selten sieht. Drei der

Kinder sind früh gestorben und nur drei übrig geblieben, Getaneh und seine beiden großen Schwestern. Seine Eltern leben von dem, was sie anbauen, sie verkaufen kaum etwas, und wenn sie Geld brauchen, sind sie angewiesen auf das, was ihnen die Kinder schicken – also vor allem auf das, was ihnen der Sohn geben kann. Getaneh betet auch für seine Schwestern, und dafür, dass er bald einen weiteren Job findet. Denn er braucht einen zweiten Job, unbedingt, nicht nur wegen der Eltern. Er muss mehr Geld haben, wenn er einmal ausgehen möchte, eine Freundin aushalten und mit dem Sammeltaxi fahren will und nicht jeden Schritt in dieser weitläufigen Stadt zu Fuß zurücklegen möchte. Er hat so viele Wünsche, und in der Welt, in der er aufgewachsen ist, gibt es nicht viele, die ihm helfen, sie zu realisieren.

Das Restaurant befindet sich in einem guten Viertel von Addis Abeba, einige Gäste kommen schon zum Mittagessen, noch mehr am Abend. Es gibt die klassische äthiopische Karte: Injera – ein dünner und saurer Teigfladen – mit Fleisch und an den Fastentagen Injera mit Gemüse. Hier arbeitet Getaneh als Kellner, sechs Tage die Woche von 12 Uhr mittags bis nachts, so lange Gäste da sind. Dafür verdient er etwa 200 Birr im Monat, je nach Trinkgeld mal mehr oder weniger – dem Wechselkurs zufolge sind das keine 20 Euro. Statistisch lebt er also von weniger als einem Euro am Tag. Immerhin, seinen Grundbedarf muss er nicht davon bestreiten: Er darf im Restaurant essen und bekommt im Nachbarhaus eine Schlafstätte gestellt. Auch für seine weiße Kellner-Schürze muss er nichts zahlen, was manche Restaurantchefs von ihrem Personal abverlangen.

Getaneh muss heute erst am Nachmittag bedienen, und am Vormittag hat er keinen Job. Er muss sich darum kümmern, eine zweite Arbeit zu finden, vielleicht in einem Café, am Tresen in einem kleinen Laden oder als Zeitungsverkäufer. Sein Kumpel Terefe befindet sich in der gleichen Lage. Er arbeitet nur nachmittags in einem jener erstaunlichen Läden, die nicht größer als ein Wandschrank sind, aber die fast alles für den täglichen Bedarf im Sortiment haben. Am Morgen hat er ebenfalls Zeit, und zu ihm laufen wir nun, quer durch die sich aufheizende Stadt. Der schmale Lohn erlaubt natürlich kein Taxi, auch keine Fahrt mit einem Minibus, stattdessen wandern wir durch eine Siedlung von Wellblechhütten, und in einer von diesen Hütten lebt Terefe bei seinen Eltern, die sechsköpfige Familie teilt sich zwei Räume. Die beiden Jungs begrüßen sich, wie es äthiopische Männer immer tun: ein Handschlag, und dann stoßen sie mit der rechten Schulter gegeneinander – das kann mal wie eine innige Umarmung sein oder auch ein rustikales Anrempeln.

Terefe spricht noch weniger Englisch als sein Freund, aber das macht nichts, denn Getaneh hat mir längst erklärt, worum es geht: Die beiden Jungs wollen Tanzschritte üben. Eine Diskothek kennen sie zwar nicht, aber



sie haben in ihren Familien die traditionellen Tänze gelernt, und mit einer aufgefrischten Version nehmen sie nun an einem Wettbewerb teil. Die erste Runde des Castings haben sie schon hinter sich. Die Jungs erklären etwas umständlich, worum es geht: Es gibt eine Fernsehshow, in der sie so gerne auftreten möchten. Haben sie Erfolg, dann könnten sie bekannt werden, im Idealfall könnte es der große Ausweg aus der Geldnot sein. „It is called Ethiopian Idol“, sagt Getaneh und er staunt, dass ich weiß, was er meint, obwohl ich noch nicht lange im Land bin. Die Blaupause aus den USA funktioniert nicht nur in Deutschland, sondern auch in Äthiopien. Hier allerdings lebt die Sendung nicht von den Rüpeleien der Jury, sondern davon, alte Standards wieder vorzuführen – Melodien und Tanzschritte, die ein oder zwei Jahrhunderte alt sind. Sie heute zu wiederholen, festigt das äthiopische Gemeinschaftsgefühl. Der kleine Kassettenrekorder plärrt, Getaneh und Terefe bewegen ihre Schultern. Dann wird es Zeit, zur Arbeit zu gehen. Händeschütteln, Schulterrumpeln, und ich begleite Getaneh zurück zu seinem Restaurant.

## 6. Der schwere Weg zur leichten Industrie

Vor drei Jahren erst hat er sein Textilunternehmen gegründet und das ohne jede Erfahrung im Nähen, Schneidern, Sticken. Jetzt beschäftigt Haile Gebhreegiabher in seiner Firma Haile Garment 110 Menschen, die in einer Fabrik am Stadtrand von Addis Abeba genau das tun sollen: nähen, schneiden, sticken. „Als ich hier baute, gab es in der Ecke noch nichts“, sagt der Unternehmer. Inzwischen ist ein ganzes Industriegebiet entstanden. In der Werkhalle von Haile Garment läuft der gleiche Ethio-Pop wie in den Kneipen und Minibussen, es ist warm hier drin, im Grunde genommen zu warm zum Arbeiten, und große Betriebsamkeit sieht tatsächlich anders aus. Nur an 17 der rund 100 Nähmaschinen sitzen Arbeiter und Arbeiterinnen. Ein paar Beschäftigte stehen schüchtern an den langen Schneidetischen. Auf einem der Tische liegt eine zehn Jahre alte deutsche Zeitschrift namens *Burda Moden* – aus der entnehmen die Arbeiter das Schnittmuster. Im Moment fertigen sie Blusen für die Kellnerinnen einer äthiopischen Restaurantkette.

Ein Besuch in einer äthiopischen Textilfabrik hat etwas von einer Zeitreise. Man kann eine Industrie besichtigen, die sich seit dem Ende der 60er-Jahre aus Europa verabschiedet hat. Jetzt kommt sie in Äthiopien mit unverändertem technologischen Stand an: Die Stickmaschinen lesen die Muster von einer Lochkarte ab, der Apparat zum Einschweißen der Hemden auch. Fast die gesamte Ausrüstung seiner Fabrik hat Haile Gebhreegiabher in Italien gekauft, aus den Restposten eines untergegangenen Betriebes. Er ließ



Nähmaschinen, Stoffe und Stromleitungen nach Djibouti verschiffen und dann per Truck nach Addis Abeba bringen.

Das Unternehmen Haile Garment und seine Fabrik stehen erst am Anfang, und genau so verhält es sich mit der äthiopischen Industrie. Äthiopien beginnt im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts seine Industrialisierung. Die äthiopische Regierung plant die Industrialisierung im großen Stil, und die Chancen, eines der zehn ärmsten Länder der Welt etwas wohlhabender zu machen, stehen Experten zufolge gar nicht so schlecht. Sechs Branchen, darunter Textil und Leder, sollen den Anfang machen. Die Hoffnung der Äthiopier lautet: Wenn in einigen Jahren die Chinesen und andere Asiaten wirtschaftlich so weit sind, dass die leichten Industrien sie nicht mehr interessieren, dann soll Äthiopien zur Stelle sein und die Lücke ausfüllen.

Soll der Plan gelingen, kommt es auf Leute wie Haile an. Die internationalen Geldgeber wollen keine Staatswirtschaft fördern, darum müssen Privatunternehmen die Industrialisierung vorantreiben – mit kräftiger Unterstützung der äthiopischen Regierung. „Sie haben mir nicht nur geholfen, sie haben mich überhaupt erst dazu gebracht, in dieses Geschäft einzusteigen“, sagt der Unternehmer. Haile leitete den einzigen Golfplatz Äthiopiens, als ihm Land für seine Fabrik angeboten wurde. Und er erhielt so günstige Kredite, dass er seine Bedenken, von Textilien und Bekleidung eigentlich nichts zu verstehen, zur Seite schob. Haile Gebhreegiabher wurde vor allem aus einem Grund ausgewählt: Er hat in Italien gelebt und die dortige Arbeitsmentalität mitgebracht. Die Regierung wünscht sich von Heimkehrern wie ihm, dass sie die Wirtschaft des Landes umkrepeln.

Der Textilunternehmer Haile ist ein drahtiger Mann mit rasiertem Schädel, Sonnenbrille und einem gut geschnittenen Hemd. Sein Jeep ist so wuchtig wie die der Entwicklungshelfer. Und er muss sich auch durchsetzen können, denn Hindernisse und Blockaden gibt es en masse. So mangelt es Haile Garment an ausgebildeten Fachkräften, und die nur lose Bindung der Beschäftigten an ihre Firma schwächt den Betrieb: „Ich bilde jemanden aus, und nach wenigen Monaten verlassen sie von einem auf den anderen Tag die Fabrik.“ Junge Frauen schnappen irgendwo auf, dass sie als Kindermädchen in Dubai mehr Geld verdienen können – und wenn sich dann eine Gelegenheit bietet und ihnen jemand den Flug organisiert, sind sie weg. 20 Jahre war Haile im Ausland, nun fremdelt er in Äthiopien. „Es gibt viele Dinge, an die ich mich noch immer nicht gewöhnt habe, obwohl ich schon zehn Jahre wieder da bin“, sagt er. Die älteren Äthiopier sind in einem steinzeitlichen Kommunismus oder Feudalismus aufgewachsen, jedes eigene Engagement wäre in diesen Gesellschaftsordnungen fatal gewesen. Diese Haltung mussten die Menschen verinnerlichen, und können sie jetzt nicht mehr abstreifen. Darum steht ihnen der Unternehmer sehr skeptisch gegenüber. Er setzt mehr auf

die junge Generation, obwohl auch die mit Handicaps zu kämpfen hat. Junge Äthiopier hingegen werden zu großer Ehrfurcht vor älteren Menschen erzogen. Sie müssen, sobald sie einigermaßen erfolgreich sind, für ihre ganze Familie aufkommen. Woher soll da die Freude an der eigenen Leistung und am Erfolg kommen?

Doch auch seine Förderer machen es Haile Gebhreegziabher schwer. Die äthiopische Regierung will die Industrialisierung, und zwar lieber heute als morgen. In ihrer Eile neigt sie dazu, den zweiten Schritt vor dem ersten zu machen. Statt ein Unternehmen langsam am Binnenmarkt aufzubauen, dringt der Staat sofort auf Exporte. Makroökonomisch ist das Anliegen berechtigt, denn Äthiopien braucht mehr Geld für seine Ausfuhren, um seine Zahlungsbilanz auszugleichen. Das Land hat kaum Bodenschätze und muss Öl, Eisen und andere Rohstoffe auf dem Weltmarkt teuer einkaufen. Einkünfte bringen nur Kaffee, Schnittblumen und Khat, eine Droge, die vor allem in die arabischen Länder exportiert wird. Alle drei Exportgüter sind abhängig vom Wetter und schwankenden Weltmarktpreisen. Obwohl die vergangenen Jahre gute Erlöse gebracht haben, hat Äthiopien über seine Verhältnisse gelebt. Da kämen Exporterlöse aus der Textilwirtschaft sehr gelegen. Haile erzählt von einem Gespräch mit einem Vertreter des Wirtschaftsministeriums aus den Tagen der Unternehmensgründung. „Oh prima, Sie machen ein Textilunternehmen auf“, sagt der. „Für wie viele Dollar werden Sie denn exportieren? Und wie können wir Sie beim Export unterstützen?“

Dabei möchte Haile gar nicht sofort auf den Weltmarkt preschen. Sein Unternehmen soll sich zuerst auf dem Binnenmarkt durchsetzen, und das wird schwer genug, denn die kleine Fabrik am Stadtrand von Addis steht einer riesigen Konkurrenz gegenüber: Chinesische Billigprodukte dominieren den äthiopischen Markt. Äthiopien importierte vor zehn Jahren rund 30 Tonnen Kleider, 2006 waren es 74 Tonnen. Auf dem Mercato, dem großen Marktviertel Addis Abebas, werden zu 90 Prozent chinesische Produkte gehandelt. „Ich bin am Mercato nicht konkurrenzfähig, wie soll ich mich dann am Markt in Deutschland behaupten?“ fragt Haile. Er stört sich daran, dass chinesische Importe nicht besteuert werden. Äthiopien gehört nicht der Welthandelsorganisation an, darum kann das Land die Zölle bilateral aushandeln. Man darf davon ausgehen, dass die Chinesen beim Zoll einen kräftigen Rabatt bekommen für die kostengünstigen Straßen, die sie in Äthiopien bauen.

Im Moment fällt es Haile Gebhreegziabher schwer, gute Aufträge zu bekommen. Seine anvisierte Zielgruppe ist die Mittelschicht im Land – die Armen kaufen die Billigwaren aus China, und die Oberschicht will ausländische Labels. Die Dress-Codes der modernen Äthiopier kommen von außen, sagt der Textilunternehmer. Haile Garment ist eingeklemmt zwischen oben

und unten, und weil die Mitte in Äthiopien zu dünn ist, fertigt das Unternehmen zunächst Haushaltswaren: Tischdecken, Servietten, Betttücher und Kissenbezüge, auch Arbeitskleidung. Für solche Waren braucht man keine allzu große Reputation, und seine Fabrik kann sich weiter einarbeiten. Obwohl es zäh anläuft, sieht Haile Gebhreegiabher weiter seine Chance. „Keiner glaubt wirklich, wie sehr sich dieses Land in den vergangenen Jahren verändert hat“, sagt er. Und der Wandel werde immer schneller und schneller. Das Wachstum der äthiopischen Wirtschaft war im ersten Halbjahr 2007 größer als im ganzen Jahr 2006. „Warum sollte das Wachstum nicht auch noch die Textilwirtschaft erfassen?“ fragt der Unternehmer.

## 7. Freundschaft zu Tagedieben

Piazza ist das Zentrum des alten Addis. Es wurde von den Italienern auf dem Hügel angelegt, die Straßen sind voller Leute, das Leben pulsiert, und es ist nicht das Leben der reichen Leute. Überall kleine Stände, Bettler, Getümmel. In Piazza kann man Afrika auskosten, doch eines kann man hier nicht: als Weißer den Rumtreibern entrinnen. Junge Männer laufen neben einem her, lassen sich nicht abwimmeln und wiederholen die immer gleichen Sätze. Woher kommst du, mein Freund, ah, ein wunderbares Land, ich habe einen Onkel in Frankfurt. Alle haben einen Onkel in Frankfurt. Einer schlägt mir ein rundes Abendprogramm vor: In the afternoon we chew chat, in the evening we drink. And later in the night, there will be some chicks.

Im Piazza-Viertel lerne ich Dani und Matias kennen. Auch sie quatschen mich auf der Straße an, aber sie machen es netter als die anderen. Es wirkt zufälliger. Sie vergleichen mich mit einem Freund aus Schweden, und möglicherweise gibt es ihn wirklich, wer weiß das. Kommst du mit ein Gezapftes trinken? Ich bin es müde, ewig abweisend zu sein und gehe mit ihnen in einen Biergarten. Wir setzen uns, der Tisch wackelt, ich zahle die Runde und Dani nennt mich his friend. Sie fragen, was ich in Äthiopien mache. Aha, Journalist. Wie läuft es denn? Ich erzähle ein wenig, der Beginn war schwierig, doch jetzt treffe ich interessante Menschen. Interessante Menschen? fragen sie. Ob ich denn die richtig Interessanten treffe, wollen sie wissen, nicht diese Reichen, nicht diese NGO-Typen, sondern echte Leute. Dani und Matthias erzählen von ein paar Bekannten, die gemeinsam in einem Haus leben, was heißt Haus, ein einziger Raum. Keine NGO, nicht Offizielles, vergiss das. Sie müssen einander helfen, denn sie sind HIV positiv. You want to see them? Natürlich bin ich neugierig. Sie schlagen vor, jetzt noch hinzugehen, weil sie nur heute Zeit haben, nachts in die Wellblech- und Lehmhützensiedlung. Ganz so neugierig bin ich dann doch nicht.

Dani und Matias nehmen es mir nicht übel, dass ich ihnen an jenem Abend nicht in die Slums folge. In der Folgezeit sehe ich sie dennoch immer wieder. Wie zufällig stehen sie vor dem Taitu-Hotel, wenn ich es am Abend verlasse. Klasse, dich zu sehen, kommst du mit ein Bier trinken? Dann vielleicht morgen? Die Pläne verschieben sich immer ins Morgen, denn ich misstraue solchen Straßen-Bekanntschaften, für die eigentlich immer gilt, dass bereits eine Minute Smalltalk eine Freundschaft begründet, deren Kern darin besteht, dass der Reiche dem Ärmeren helfen sollte. Das ständige Angesprochenwerden ist so nervig wie verständlich: Addis ist voll mit jungen Männern, die in der Großstadt keine Chance haben. Die Arbeitslosigkeit ist riesig, sie haben keinen Job, kein eigenes Zimmer und kein Geld für eine Freundin, von einer Heirat ganz zu schweigen. Wie sollen sie zu Geld kommen? Der Kontakt zu einem Ferengji, also einem Weißen, könnte ein Weg sein. Doch ich frage mich, wem damit geholfen ist, wenn man ihnen Geld gibt. Was ist mit den Schüchternen, die niemanden anquatschen, und den Stolzen, die nicht betteln wollen? Ich gebe Dani an einem Abend 30 Birr, geliehen nennen wir das, obwohl nie die Rede auf das Zurückzahlen kommt. 30 Birr sind ein paar Euro, und doch ist es das Doppelte von dem, wofür sich ein äthiopischer Bauarbeiter einen ganzen Tag plagen muss. Dieses Verhältnis nährt meine Skrupel.

Mit der Zeit stelle ich fest: Kaum etwas an meinen neuen Bekannten ist so, wie es scheint. Er heißt Dani, so jedenfalls hat er sich vorgestellt. Doch als ich ihn anrufe, kennt niemand einen Dani. Eine Frau, die kein Englisch spricht, reicht mich weiter zu einem Mann. Dani? fragt er. Sie müssen sich verwechselt haben. Schwer vorstellbar, denn unter genau dieser Nummer hat er sich heute Mittag bei mir gemeldet. Und er hatte bei unserem letzten Treffen angekündigt, dass er selbst kein Telefon besitzt, sondern von dem seiner Mutter aus anrufen wird. Die wenigstens sollte ihn doch kennen. Ich setzte erneut an: Kennen Sie niemanden, der einmal in Hamburg, in Deutschland gelebt hat? Ein kurzes Zögern, dann: Doch, den kenne ich, aber der heißt Yonathan. Ich kann ihm sagen, dass Sie angerufen haben.

Dani und Matias heißen eigentlich Yonathan und Sizay. Viermal habe ich Matias gesagt, dass ich ihm diesen Namen nicht abnehme, viermal beteuert er, dass er so heiße. In Piazza nennt jeder einen falschen Namen, meint Yonathan. Als Duo sind die beiden kaum zu schlagen: Sisay ist ein heilloser Chaot, er kaut Khat, er raucht Gras und er trinkt zuviel. All das merkt man ihm bereits an, obwohl er erst 24 ist, er wirkt fahrig und unkontrolliert. Er bekommt seine Sätze oft nicht sauber zu Ende, lächelt dabei aber so unschuldig, dass es nicht wie eine Schwäche wirkt, sondern wie ein charmanter Kniff. Wenn er betrunken ist, tanzt er raumgreifend. Ist er richtig blau, dann wird er ausfällig und gerät regelmäßig in Schlägereien, erzählt Yona-

than. Der Freund muss auf ihn aufpassen. Schon beim ersten Treffen im Biergarten fährt Yonathan Sizay über den Mund, weil er lauthals öffentlich über die Regierung schimpft, was in diesem Land nicht zwingend eine gute Idee ist.

Yonathan, der wie sein großer Bruder daherkommt, ist ein smarter Kerl mit einem Geheimnis. Man fragt sich immer, warum er zu den Rumtreibern von Piazza gehört. Er verfügt über eine beachtliche Bildung und tadellose Umgangsformen, spricht exzellent Französisch, nicht schlecht Englisch, und auch etwas Deutsch; er war ja ein halbes Jahr in Hamburg. Seine Tante lebte damals dort, er ging wie in Addis zur französischen Schule, doch bald starb die Tante, er musste zurück. Kurz darauf kam auch sein Vater ums Leben, so zumindest erzählt er seine Geschichte. Die Familie verarmte und es fehlte an Geld für seine Ausbildung. Seitdem schlägt er sich als Tagedieb und -löhner in Piazza durch. Er könnte sich einer französischen NGO andienen, mit seinen Sprach- und Ortskenntnissen wäre er bestimmt eine prima Hilfe, doch das macht er nicht. Er arbeitet hin und wieder in einer Schreinerei, die jedoch nur selten für ihn was zu tun hat. Häufiger treibt er sich auf der Straße zum Taitu-Hotel herum.

Sisay und Yonathan stehen wie zufällig vor dem Taitu. Sie wollen unbedingt den Abend mit mir und meiner Freundin – die zu Besuch in Addis ist – verbringen. Freundschaft eben. Es ist der zweite Timkat-Tag, und Timkat ist in Äthiopien eine große Sache, es ist neben Weihnachten das große Fest der orthodoxen Christen. Sisay lädt uns zu sich nach Hause ein, seine Familie hat eine Ziege geschlachtet, und der vermeintliche Hungerleider von Piazza sagt, es gebe mehr als genug zu essen, wir sollten nicht zögern und brauchen auch kein schlechtes Gewissen zu haben. Meine Freundin ist krank, ein Magenvirus plagt sie, wir wollen nur in Ruhe was Leichtes essen und nicht gleich eine frisch geschlachtete Ziege. Doch wir bringen es nicht über das Herz, die Jungs erneut abzuwimmeln. Also gehen wir mit ihnen in ein Restaurant um die Ecke. Es folgt ein Kampf um die Speisekarte, Sizay erklärt, was zu empfehlen ist und was nicht, die Tibs hier sind nicht so gut, aber den Fisch, denkt mal an den Fisch oder an den Grillspieß. Quasselnd erobert er sich die Rolle des Gastgebers. Dann entdeckt er im Nachbarraum einen Fernseher, es läuft das Eröffnungsspiel des Afrika-Cups, Ghana gegen Benin, er schaut fünf Minuten, rennt zurück zum Tisch: Mensch, du musst rüberkommen, der Afrika-Cup! Er schüttelt mir die Hand und eilt zurück zum Fernseher, wo er es wieder nur fünf Minuten aushält.

Nach dem Essen verabschiedet sich meine Freundin, der Magen verlangt Schonung, aber auch sie denkt, dass ich mit den beiden noch weiterziehen sollte und Timkat feiern: Sie sind schräg, aber harmlos. Zunächst ins Gondar, ein Laden voller Männer, nur am Rand ein paar Frauen. Wir trinken zwei,

drei St. George, Matias dreht auf, tanzt, die Arme ausgebreitet, den Kopf ins Kreuz gelegt, immer eine Bedrohung für das Tablett des Kellners. Es geht alles gut, aber ihm reicht das Gondar nicht, wir ziehen weiter in die nächste Kneipe, in der ein erstes Problem auftaucht. Große Debatten mit der Bedienung, ich verstehe nicht ganz, worum es geht. Fordert der Kellner vielleicht einen Sonderpreis für den Ferengji? Es wird hin und her verhandelt, bis wir dann weiter gehen. In der dritten Bar gesellt sich ein Dreadlock-Träger zu uns. My brother! ruft Sisay, sie umarmen sich innig und beteuern einander mehrfach, mindestens so eng zu sein wie leibliche Brüder. Hab ich dich nicht bei mir beherbergt? Klar hast du das! Und noch eine Umarmung.

Sizays Bruder – Ebo – lebt eigentlich in den USA, das sagt er jedenfalls, er verbringt ein paar Wochen hier in der alten Heimat. Ebo will wissen, ob ich mich für Kunst interessiere. Er kramt umständlich in seiner Umhängetasche, zeigt mir ein paar abstrakte Skizzen und fragt, ob sie mir gefallen. „Klasse sind sie“, sage ich, und er antwortet mir: „I am an artist, you know. I have my own website. We should stay in contact.“ Unterdessen haben wir fröhlich weiter getrunken, Sizay übernimmt mit großer Geste die Rechnung. Er erzählt mir, dass seine Familie Geld habe, sein Vater sei Minister, also kein Problem, dass er zahlt, und übrigens, wenn ihm abends einer blöd käme, er habe die Kontakte, um es ihm heimzuzahlen. In Piazza wisse man das, gegen ihn traue sich keiner. Dann müssen wir erneut weiter, Sisay ordert ein Taxi für den Weg zur nächsten Location, dabei sind es nur dreihundert Meter. Yonathan schimpft, dafür hätte man kein Taxi gebraucht. „Ist Sizays Vater wirklich Minister?“, frage ich ihn. „Wenn du es ehrlich wissen willst“, sagt er, „nein. Sie haben Geld, aber Minister ist er nicht.“

Auf in die nächste Bar, es ist eine Art Diskothek mit kleiner Tanzfläche. Wir bestellen neue St. Georges und Ebo fängt ein weiteres Mal mit seinem Künstlerdasein an: „I am an artist, you know.“ Sisay kennt ein paar Leute im Laden, darunter auch eine bemerkenswert hübsche Frau. Er stellt mir Marta vor, und Marta fragt, was Frauen in den Bars so fragen, während ich antworte, was man so antwortet. Where do you come from, what's your name, nice to meet you. Dann will sie tanzen. Eigentlich gerne, sage ich, aber ich habe eine Freundin, darum glaube ich nicht, dass es eine gute Idee ist, mit einer so schönen Frau wie dir zu tanzen. Sie nickt, doch nur zehn Minuten später fragt sie erneut und sagt: „He, es ist doch nur ein Tanz!“ Na gut, tanzen wir also, und tatsächlich, sie tanzt sehr gut. Aber natürlich geht es doch nicht nur um einen Tanz. Marta trägt zwar kein knappes Top und einen zu kurzen Rock, doch ich fürchte, dass sie wie so viele junge Mädchen in Addis anschaffen muss, um sich und ihre Familie über Wasser zu halten. Prostitution ist weit verbreitet in Äthiopien und gesellschaftlich keineswegs ein Tabu. Viele Mädchen stehen abends an der Straße, es ist fast so normal wie

die jungen Männer, die tagsüber die Ferengjis anquatschen. Und dennoch staune ich über Sizays Kaltschnäuzigkeit. Vor wenigen Stunden saß er noch mit mir und meiner Freundin beim Abendessen, später erklärte er mir mehrfach, wie schön sie doch sei, what a beauty, um mir dann Marta vorzustellen. Sein Bruder Ebo schaut mir aufmerksam zu, er legt die rechte Hand auf sein Herz, als ich Martas Angebot ablehne. In dem Moment glaube ich, dass er mir zeigen will, wie sehr ihn meine Treue bewegt. Aber er sagt etwas anderes: „I am an artist, you know. I have my own website.“

Ich habe genug und will gehen. Doch so einfach komme ich nicht davon. Auch Yonathan, Sizay und Ebo brechen auf. Yonathan kann nicht zu sich nach Hause, weil er angeblich bei seiner Mutter im Raum schläft, mitten in der Nacht will er nicht mehr stören. Ebo hat keine Wohnung in Addis. Also müssen beide mit zu Sizay, und dafür brauchen sie ein Taxi. Auf einmal stellt Sizay fest, dass er kein Geld mehr hat. Sowas.

„Uwe, you need to help me.“ Er müsse die beiden Freunde mit nach Hause nehmen und für sie ein Taxi zahlen. Ein Taxi kostet vielleicht 20 Birr, ich gebe ihm 40. Doch nein, es geht nicht nur ums Taxi. „Uwe, das sind meine Brüder! Ich muss ihnen was bieten, sie sollen heute Nacht noch was erleben. Gib mir 300 Birr.“ „Sizay, warum soll ich dir 300 Birr geben?“ frage ich. „Ich gebe dir Geld fürs Taxi und damit gut.“ Doch jetzt kippt die Stimmung. „Ich habe dich den ganzen Abend über eingeladen“, ruft Sizay, „und Du willst jetzt nicht Deinen Teil geben!“ Yonathan versucht ihn zu beruhigen, peinlich berührt, doch er muss ja noch bei Sizay übernachten. Am Ende steht Sizay vor dem Gitter des Taitu-Hotels und brüllt mir hinterher: „Wir haben ein Problem, wir zwei!“

## 8. Doppelte Bildungsexpansion

Chanies Eltern besitzen ein Stück Land im Nirgendwo Äthiopiens. Auf dem Feld säen und ernten sie Teff, Bohnen, Mais und Kaffee, außerdem gehören ihnen Ziegen und ein paar Kühe. Auf dem kleinen Hof mitten in der Savanne sind Chanie, seine Schwester und vier Brüder aufgewachsen. Als Kinder mussten sie den ganzen Tag das Feld harken oder die Rinder hüten. Die nächste Stadt, Bahir Dar, lag hundert Kilometer entfernt, und auch Bahir Dar ist keine Metropole, sondern trotz der 80.000 Einwohner ein ziemliches Nest. Dass Chanie es an diesem Fleck geschafft hat, gar nicht schlechtes Englisch zu lernen, ist erstaunlich. Wenn der heute 19-Jährige an die viele Arbeit zu Hause denkt, ist er froh, fort zu sein. „Nein, ich sehne mich nicht zurück“, sagt er und lächelt. Chanie hat einen großen Sprung gemacht: Er lebt inzwischen in Dessie, zwei Tagesreisen nach Osten. Dort beginnt er



im Sommersemester 2008 ein Studium, als erster aus seiner Familie und als erster aus dem Dorf.

Chanie treffe ich auf dem Campus der Universität Dessie. Die Vorlesungen haben noch nicht begonnen, aber die Neulinge sind schon da, um sich einzuschreiben und die Schlafsäle zu beziehen. Es gibt nicht viel zu tun an diesen Tagen, da ist die Ankunft eines Weißen für die Erstsemester ein echtes Ereignis. Die Menschen in Äthiopien sind in der Regel eher misstrauisch, einem Journalisten gegenüber erst recht, doch hier umringen mich prompt 50, 60 junge Menschen. Sie sind neugierig und schüchtern zugleich. Die Mädchen verstecken sich hinter den Jungs, und die Jungs drängeln sich zwar um mich, als wäre ich Cristiano Ronaldo oder Cesc Fabregas, aber sie sagen nur dann etwas, wenn ich einen Einzelnen gezielt anspreche. Nur wenige können sich auf Englisch so gut ausdrücken wie Chanie, und bei manchem überlege ich, wie er demnächst etwas lernen soll, denn an Äthiopiens Hochschulen wird auf Englisch unterrichtet.

Ismael gehört zu denen, die auch in der Fremdsprache flüssig reden können, und dazu passt, dass er Englischlehrer werden will. Er stammt aus dem Süden des Landes und brauchte drei Tage im Bus, um nach Dessie zu kommen. Gesachew hat sich für Psychologie eingeschrieben und Samatchew hört demnächst Biologie, obwohl sein Wunschfach eigentlich Chemie war. Aber egal, wen ich frage: Alle, die sich hier in Dessie versammeln, sind die ersten aus ihrer Familie, die eine Uni besuchen.

Chanie, Ismael und die anderen können studieren, weil der äthiopische Staat derzeit im großen Stil neue Universitäten bauen lässt. Bislang gibt es in Äthiopien nur neun Hochschulen für rund 30.000 Studierende – nun sollen dreizehn neue dazu kommen, so dass bald 120.000 junge Leute im Jahr eine akademische Ausbildung erhalten können. Das ist bei der Größe des Landes natürlich immer noch wenig, denn in Äthiopien werden schon bald mehr Menschen leben als in Deutschland, und in Deutschland gibt es über 300 Hochschulen. Doch die Verdopplung der Unis und Vervierfachung der Studentenzahl ist angesichts der dürftigen Infrastruktur Äthiopiens dennoch ein enorm wichtiges und ambitioniertes Projekt. Und ein umstrittenes. Potentielle Geldgeber aus dem Norden hätten es lieber gesehen, wenn die Äthiopier zuerst ihre Grundschulen verbesserten. Die Regierung will jedoch zunächst in die höhere Bildung investieren, um Fachkräfte für die so sehnlich gewünschte Industrialisierung heranzuziehen. Darum bekommt Äthiopien für den Uni-Bau kein Geld von der Weltbank oder anderen möglichen Financiers – und zahlt die neuen Universitäten komplett aus dem eigenen Haushalt.

Die Überweisungen gehen nach Deutschland, an die deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (Gtz), insgesamt 250 Millionen Euro kos-



tet die Bildungsexpansion. Ohne ausländische Hilfe geht es im Land ohne Fachkräfte nicht, das ist klar. Aber warum die Deutschen und nicht die weit-  
aus billigeren Chinesen oder Koreaner? Den Ausschlag gab der Wunsch, das Fachkräfteproblem von zwei Seiten anzupacken: Einerseits wollen die Äthiopier mehr Unis haben, andererseits aber auch die Bauwirtschaft in den Provinzen aufpäppeln. Bislang gibt es nur in Addis Abeba Bauunternehmen, in der Hauptstadt wird an allen Ecken und Enden gebaut. In den kleineren Städten hingegen fehlt es an Firmen und ausgebildeten Maurern, Klempnern, Elektrikern, und nur wenige Menschen leben in richtigen Häusern. Entsprechend interpretiert die GTZ ihre Rolle: Sie bewegt selbst keine Steine. Stattdessen organisiert sie die Arbeit, berät kleine Firmen und bildet Handwerker aus. Capacity Building nennt sich der Ansatz, er gilt derzeit als die Zauberformel in der Entwicklungshilfe in Äthiopien. Im Gegensatz dazu pflegen die Asiaten bei ihren Afrika-Geschäften eine andere Herangehensweise. „Wenn die Chinesen den Auftrag bekommen, dann sitzt auch ein Chinese am Bagger“, sagt Martin Hansen, GTZ-Angestellter und Direktor des University Capacity Building Programme (UCBP).

Hansen, 39 Jahre und studierter Politologe, ist der Chef von 400 Beschäftigten. In seinem hellen Anzug und mit seinem strengen Seitenscheitel könnte er für eine deutsche Versicherung arbeiten. Stattdessen kümmert er sich in Addis Abeba um einen besonderen Auftrag: Universitäten und zugleich Kapazitäten aufbauen, das ist in dieser Größe neu für die GTZ. Der Entwicklungshilfe-Konzern hofft auf ähnliche Folgeaufträge, und das könnte sich lohnen. Der Uni-Bau in Äthiopien ist das bis dato größte Geschäft des kommerziellen Zweiges der GTZ. Hansen hat am frühen Morgen etwas Zeit für ein Treffen frei geräumt. Sein Zeitplan ist eng, gleich muss er zu einem Treffen mit Wondwossen Kiflu, dem äthiopischen Staatsminister für Bildung. Wondwossen genießt unter Entwicklungshelfern einen guten Ruf als zupackender Politiker, er lässt sich immer wieder auf den Baustellen sehen und unterstützt den Uni-Bau nach Kräften. „Das Commitment der äthiopischen Regierung finde ich sehr beeindruckend“, sagt Hansen. So ehrgeizig und diszipliniert arbeiteten nur wenige Partnerländer der GTZ an ihrer Entwicklung – viele andere afrikanische Regierungen nehmen einfach mit, was ihnen die Geberländer so anbieten. Der UCBP-Chef fährt fort: „Die äthiopische Regierung nimmt ihre Aufgabe verdammt ernst, die Ziele des Landes selbst zu bestimmen, und sie nicht einfach von außen vorgeben zu lassen.“ In Addis hört man immer wieder, bei den Bauaufträgen müsse die GTZ Unternehmen bevorzugen, die der Regierungspartei oder zumindest einem ihren führenden Köpfen nahe stehen. Doch das sind Vorwürfe, die Hansen routiniert abwehrt. „Was wir bauen, das sind alles Low-Cost-Gebäude. Damit macht niemand große Gewinne.“ Wolle die Regierung jemandem Ge-

schenke machen, dann müsse sie an lukrativere Aufträge denken. Und zwar in der Hauptstadt, nicht in der Provinz.

Kombolcha in der Provinz Wollo hat nur eine asphaltierte Straße, aber der Ort darf sich seit Kurzem Universitätsstadt nennen. Die dreizehn neuen Hochschulen sind nach Regionalproporz über Äthiopien verteilt worden: Eine wird in einem kleinen Dorf im tropischen Regenwald hingesezt, eine an den Rand der Danakil-Wüste und eine hier, auf dem staubigen Campus am Südrand Kombolchas zwischen 3.000 Metern hohen Bergen. Die ersten Low-Cost-Häuser stehen bereits, und wenn die Universität in drei Jahren fertig sein wird, werden es insgesamt 50 Gebäude sein. Die sollen dann Hörsäle und Seminarräume, Schlaf- und Waschgelegenheiten für 6.000 Studenten bieten.

Geleta, Tigestu und Eysu zählen zu den ersten, die in Kombolcha ein Studium aufnehmen. Sie sind alle 19 Jahre jung, kommen frisch von der Schule und sehen noch nicht wie künftige Ingenieure aus. Sie kennen sich von zu Hause, und das widerspricht ein wenig den Gepflogenheiten der äthiopischen Bildungspolitik. Das Bildungsministerium in Addis schickt die Studenten am liebsten querbeet durch das Land. Das sorgt bei vielen Studenten für schlimmes Heimweh, sie sind dann erstmals von ihrer Familie getrennt. Aber die Bundesregierung will auf diese Weise verhindern, dass sich an den Unis ethnische Eliten formieren und die Fliehkräfte des Vielvölkerstaates zunehmen. Die Führungsschicht von morgen soll ein gesamt-äthiopisches Bewusstsein haben. Auf dem Campus teilen sich Gelata, Tigestu und Eysu mit einem vierten Kommilitonen einen Schlafraum von 16 Quadratmetern. Die drei beklagen sich nicht über die Enge, im Gegenteil. „Wir sind sehr glücklich, dass wir hier sind“, sagt Gelata. Er und seine Freunde erhalten eine Art BAföG in Naturalien: Sie bekommen Unterkunft und Essen gestellt, und erst wer später gut verdient, muss einen Teil der Verpflegungskosten zurückzahlen. So wird das Studium auch für Kinder armer Eltern möglich – und arm sind bekanntlich fast alle Äthiopier.

Für die Uni Kombolcha sah der Plan vor, dass sie als erstes die Physiker und Biologen aufnimmt, doch nun hat das Ministerium in Addis Abeba die Erstsemester der Ingenieurwissenschaften geschickt. Die für sie vorgesehenen Labore kommen allerdings erst im nächsten Bauabschnitt dran. Frank Urbanskis Aufgabe besteht darin, solche Widrigkeiten zu managen. Der Architekt war bis vor einem Jahr in Afghanistan tätig, davor an einem anderen Ort in Afrika, nun leitet er den Uni-Bau in Kombolcha. Seine Kollegen sagen, dass er den Tag mit einer halben Stunde Yoga beginnt, und das scheint sich auszuzahlen: Urbanski strahlt auch in der Hektik der Baustelle eine buddhahafte Gelassenheit aus. An diesem Morgen führt er Moges Logaw, den Vizepräsident der neuen Uni über den Campus. Der deutsche Architekt

trägt Jeans und einen ergrauten Zopf, der äthiopische Professor einen dunkelblauen Anzug. Die beiden schlendern durch den Staub und beschließen, noch rasch vor der nächsten Regenzeit Gehwege über den Campus zu pflastern. Im Juli und August regnet es vehement in Äthiopien, dann sollen die Studenten nicht durch den tiefen Schlamm waten müssen.

Noch sieht hier alles proper und schick aus, doch nach den Erfahrungen an den anderen Unis hält sich das nicht sehr lange. Der Vizepräsident schlägt vor, alle Wände schwarz anzustreichen, dann falle der Schmutz nicht so auf. Urbanski hält von der Lösung nicht viel, aber auch er ahnt, dass die hübschen Neubauten rasch herunterkommen werden. „Das ist kein Vandalismus, aber die meisten Studenten kommen eben richtig vom Land und kennen darum viele Dinge nicht.“ Viele waschen ihre Kleider in den Toiletten und hängen sie dann über die Wasserleitungen – und die sind low-cost gebaut und brechen ab. „Man müsste es ihnen einfach mal erklären“, sagt der Architekt. Doch das wäre die Aufgabe der Uni-Verwaltung, nicht der deutschen Bauhelfer.

Aufgabe der Deutschen ist es, Leute wie Jemal Said zu unterstützen. Jemal ist 44 Jahre, er hat sehnige Unterarme und ist der informelle Chef der Kooperative Anbassa, einer Truppe von elf Eisenbiegern. Die Kooperative muss sich für die nächsten Jahre keine Sorgen um Aufträge machen. Urbanski wird die Eisenbieger noch mindestens drei Jahre brauchen, und wenn der soziale Wohnungsbau des Condomium Housing Programme mehr vierstöckige Häuser nach Kombolcha bringt, dann sollte es auch danach genug Arbeit für Anbassa geben. Jemal Said arbeitet schon seit 25 Jahren als Eisenbieger, zur Schule ist er nur acht Jahre gegangen - die Kurse von UCBP zur Buch- und Geschäftsführung kommen ihm darum sehr gelegen. Es war Jemals Idee, das Tagelöhner-Dasein zu beenden und zum Baubeginn der Uni Kombolcha eine Kooperative zu gründen. Der Staat setzt starke Anreize für diesen Schritt, er gibt günstige Kredite und auch Land. Privilegien, die sonst nur Export-Unternehmen erhalten. Die äthiopische Regierung fördert Kooperativen von mindestens zehn gleichberechtigten Teilhabern, weil sie hofft, so eine Spaltung des Landes in reiche Unternehmer und arme Arbeiter zu verhindern. Tatsächlich schafft sie aber auf diese Weise oft unbewegliche Gruppen. Jemals Kooperative arbeitet mit elf Teilhabern, von denen sich Jemal Said mehr als die anderen um Aquse, Buchhaltung und Organisation kümmert. Jetzt treffen wir ihn auf der Baustelle, ein Bündel Eisenstäbe in der Hand. Jemal sagt, dass er gern klare Zuständigkeiten hätte. Er träumt von seinem eigenen Unternehmen.

Für Träume und Gespräche bleibt auf der Baustelle indes kaum Zeit. Alles muss schnell gehen. Die ersten Studenten kommen, und während sie den Vorlesungen lauschen, gehen nebenan die Bauarbeiten weiter. Sobald ein

Bauabschnitt fertig ist, werden die Häuser zum nächsten Semester wieder bezogen. Nicht nur das Gesamtprojekt – doppelt so viele Unis, vier Mal so viele Studenten – ist ambitioniert. Auch das Tempo ist es. Die Gründe dafür sind politische: Die äthiopische Regierung muss sich derzeit durch Leistungen beweisen, denn ihre Legitimation durch die Wahl 2005 gilt als zweifelhaft. Eine Wahlbeobachterin des EU-Parlaments hatte der Meles-Regierung vorgeworfen, die äthiopischen Parlamentswahlen gefälscht zu haben. In der Folge kam es zu politischen Unruhen, die der Regierung immer noch im Nacken sitzen. Das halten viele Beobachter für den Grund, warum die Regierung nun so aufs Gas drückt und den Wählern Erfolge präsentieren will.

Die Baustelle in Kombolcha kommt gut voran – ähnlich gut wie das ganze Land. Es gibt sichtbare Fortschritte und Erfolge, und oft staunt man sogar, wie weit alles in so kurzer Zeit gediehen ist. Und doch wird man den Eindruck nicht los, dass die Äthiopier noch erfolgreicher wären, wenn sie ein wenig mehr Geduld hätten, wenn sie mit dem ersten Schritt beginnen würden und nicht mit dem zweiten. Die Arbeiter in Kombolcha haben riesige Tanks auf den Campus gehievt, um die Mensa und die Wohnheime mit Wasser zu versorgen. Denn fließend Wasser gibt es da noch nicht. Einen Auftrag für die Erschließung der Flächen zu vergeben, dafür fehlte bisher die Zeit.

## 9. Die Sehnsucht der Karibik

In Shashemene gibt es an diesem Sonntag kein Getümmel auf den Straßen, es sind nur wenige Esel-Wagen unterwegs und auch kaum fliegende Händler. Niemand ruft mir „Ferengji!“ hinterher, keiner will betteln, ein Geschäft machen oder einfach mit dem Weißen plaudern. Die wenigen Menschen auf der Straße blicken mich an, als ob sie denken: Weiß der Ferengji eigentlich, wo er hier rumläuft?

Shashemene liegt sechs Autostunden südlich von Addis und hat etwa 86.000 Einwohner. Es ist ein Ort ohne Sehenswürdigkeiten und bestimmt auch ohne Touristen, und doch klebt auf einmal ein selbst ernannter Fremdenführer an meinen Fersen. „You need a Tour Guide!“ will er mir vorschreiben. Im Unterschied zu den Guides in anderen Orten ist er nicht nur lästig, er wirkt auch aggressiv, und das ist eine neue Erfahrung in diesem Land. Äthiopier können anstrengend oder arrogant sein, aber aggressiv?

Shashemene ist ein besonderer Ort in Äthiopien, denn Shashemene ist die Stadt der Jamaikaner. Vor etwa vierzig Jahren kamen die ersten Einwanderer aus der Karibik, gläubige Rastas, und seither sind ihnen immer weitere gefolgt. Die Rastas haben in Shashemene eine Art Gemeindezentrum, gut geschützt hinter hohen Mauern und einem Eisentor. Nach minutenlangem

Warten öffnet endlich ein dünner Rastaman mit einer ausgebeulten rot-gelbgrünen Mütze auf dem Kopf. Auf Besuch hat er keine Lust, das ist rasch klar. „No man, it’s Sunday“, knurrt er. Der Hüter des Rasta-Treffs sieht aus wie Snoop Dog und er spricht auch so gedehnt wie der Rapper. „It’s clo-osed.“ Es wundert mich, dass nicht mit jedem Wort eine Graswolke aus seinem Mund kommt. In diesem Moment schlüpft ein kleiner, weißer Junge mit blonden Dreadlocks durch das Tor. Er spricht kurz mit dem Türhüter, läuft dann los und verschwindet in einem Haus auf der anderen Straßenseite.

Die Rasta-Bewegung stammt aus Jamaika, doch das heilige Land der Rastas ist Äthiopien. Ihr Glaube formte sich unter den Nachfahren jener Afrikaner, die als Sklaven auf den Zuckerrohr-Plantagen der Karibik schufteten mussten. Sie variierten den christlichen Glauben und machten ihn zu einem Instrument der schwarzen Emanzipation. Der Gott der Rastas ist der Gott der Bibel, aber ihr Messias ist ein Afrikaner. Die Verbindung zu Äthiopien ergab sich, nachdem ein jamaikanischer Prediger 1928 folgende Vision hatte: Ein Schwarzer steigt auf den Thron und weist den versprengten Afrikanern den richtigen Weg. Zwei Jahre später wurde in Äthiopien ein Fürst namens Tafari zum Kaiser gekrönt. Ras Tafari nannte sich als Kaiser Haile Selassie, seine alte Anrede avancierte zum Namen der neuen Religion. Jahre später schenkte Haile Selassie den jamaikanischen Rastafaris Land in Äthiopien, in Shashemene. Das ist der Grund, warum sich Menschen von sonnigen Karibikinseln nach einer staubigen und traurigen Provinzstadt in Äthiopien sehnen.

Der Rastafari Wantu ist einer von denen, die sich auf den Weg gemacht haben ins gelobte Land. Er wurde vor 51 Jahren auf Trinidad und Tobago geboren, hat eine Weile in Europa gelebt und kam vor fünf Jahren nach Shashemene. „Es sind leider nur fünf Jahre“, sagt Wantu und schüttelt den Kopf. „Mann, es müssten eigentlich fünfzehn sein!“ Jetzt sitzt er in seinem Haus in Shashemene und hat einen Joint zwischen den Lippen. Der glimmt jedoch nur schwach, es sieht so aus, als ob Wantu nur deshalb raucht, weil ein Rastaman es tun sollte. Er wirkt nicht bekifft, sondern formuliert seine Sätze sauber und mit viel Überzeugungskraft. „Gott liebt dieses Land“, sagt er. „Am Ende der Zeit möchte ich in Äthiopien sein.“ Äthiopien ist für ihn ein spiritueller Ort, hier ist er Gott nahe, hier lebt er in Gemeinschaft mit anderen Gläubigen.

Wantu hat sich in Shashemene ein Haus gebaut; es ist jenes Gebäude, in das vorhin der Junge verschwand. Der Kleine ist sein Stiefsohn, die Familie lebt mit zwei Freunden im Erdgeschoss des Hauses, die Stockwerke darüber sind noch nicht ausgebaut. Im Haus liegen Hämmer, Sägen und Zangen herum, niemand hat den Frühstückstisch abgeräumt, obwohl Mittag längst durch ist. Sieben Leute hocken beisammen wie in einer Hippie-Kommune,

sie rauchen und quatschen. Alle tragen Dreadlocks, die klassischen Rasta-Zöpfe, und beteuern dennoch, es gehe nicht um Äußerlichkeiten. „Nicht alle Dreads sind Rastas, und nicht jeder Rasta muss Zöpfe haben“, sagt der Gastgeber. Besuch ist hier willkommen, und vielleicht gelingt es ja, den Besucher aus Europa zu bekehren. Wenn er schon bis Shashemene gekommen ist, dann müsste da doch was zu machen sein. Um ein Rastafari zu werden, muss man nicht aus der Karibik kommen oder schwarz sein. Wantu redet gerne über seinen Glauben, selbst wenn er auf eine Frage zu seinem Lebensweg antwortet, findet er einen schnellen Weg zur Religion. „Du solltest die Bibel lesen, junger Mann“, legt er mir an Herz. „Die Bibel – und die Schriften Haile Selassies.“

Bob Marley und andere Musiker haben Rasta weltweit bekannt gemacht, doch die Gedankenwelt der Rastafaris reicht tiefer, als die popkulturelle Oberfläche aus Reggae, geflochtenen Zöpfen und Marihuana-Rauch ahnen lässt. Rasta verknüpft Elemente des Christentums mit äthiopischer Mythologie. Bob Marley besingt immer wieder den Lion of Zion – Haile Selassie und die anderen äthiopischen Kaiser verstanden sich als Nachfolger der biblischen Könige David und Salomon. Einem äthiopischen Mythos zufolge hatte Salomon mit der Königin von Saba einen Sohn, der die Gesetzestafeln mit den zehn Geboten nach Äthiopien brachte. Dadurch rückten die Äthiopier an die Stelle Israels als das auserwählte Volk. Die Afrikaner der Karibik identifizierten sich zudem mit den Israelis des alten Testaments, die nach Babylon verschleppt wurden. Die europäischen Sklavenhalter waren die Vertreter Babylons, heute sind es Kapitalisten, manchmal ist es auch schlicht der Westen. Marley nannte sein Live-Album „Babylon by Bus.“

Heimgekehrt aus Babylon werden die Jamaikaner in Äthiopien oft belächelt. Das Land weiß nicht so richtig, wie es mit ihnen umgehen soll, die Behörden haben noch keinem der Einwanderer aus der Karibik eine äthiopische Staatsangehörigkeit verschafft. Den Einfluss der Jamaikaner spürt man am stärksten in der Musik. Teddy Afro, der Held der äthiopischen Jugend, unterlegt seinen amharischen Gesang mit Reggae-Rhythmen, und er hat es von den Rastas übernommen, in Konzerten Haile Selassie zu preisen. Selassie ist heute durchaus populär in seinem Land, obwohl er zu Lebzeiten in Äthiopien wie ein absolutistischer Fürst herrschte. Anfangs wollte er noch das Land modernisieren, später aber blockierte er den Fortschritt. Die große Hungersnot 1972 in der Region Wollo kümmerte ihn kaum mehr. Der letzte Kaiser Äthiopiens wurde schließlich 1974 gestürzt.

Dass die Rastafaris ausgerechnet ihren alten Kaiser als Gott verherrlichen, amüsiert gebildete Äthiopier. Auf einer Party erzählt mir Yealem, eine 22-Jährige Studentin, die Geschichte vom Mann, der die Sonne in die Karibik brachte. Haile Selassie war stets gerne in der Welt unterwegs, und in den

60er-Jahren besuchte er dann auch Jamaika. Der Kaiser rechnete mit einem kleinen Staatsempfang und war äußerst irritiert von dem, was ihn tatsächlich erwartete. Am Flughafen begrüßten hunderttausende Menschen ihren Messias, sie rauchten Gras und tanzten. Der konservative Monarch konnte mit den langhaarigen Kiffern wenig anfangen, die Rastafaris aber waren begeistert. An jenem Tag fanden sie viele neue Anhänger, denn ausgerechnet als Haile Selassie kam, stoppte der wochenlange Regen und die Sonne kehrte an den Himmel zurück. „Ein klarer Beweis seiner Göttlichkeit, findest Du nicht?“ fragt mich Yealem und strahlt.

Zurück nach Shashemene und zu Wantu, dem Rastafari. Ich möchte von ihm wissen, was er vom Wirtschaftsaufschwung der vergangenen Jahre hält. Wenn der internationale Kapitalismus das Land erreicht, bedeutet das für ihn die Ankunft Babylons? Doch so sieht Wantu die Dinge nicht. Im Gegenteil. Auch Wantu und seine Freundin freuen sich über den Boom der vergangenen Jahre. Auch sie wollen etwas aufbauen. Im Moment verdienen sie ihr Geld mit der Zucht von Truthähnen und Hunden, bald möchten sie ein Restaurant aufmachen. Äthiopien wird sich entwickeln, es wird florieren, da ist sich Wantu sicher. Er hat jedoch ganz andere Gründe für seine Hoffnung als all die Entwicklungshelfer, Politiker und Unternehmer. Die Rastafaris erwarten eine Endzeit, den Verfall Babylons, und der soll einhergehen mit dem Aufstieg von Gottes Land Äthiopien. Was wir in Addis an der Bole Road sehen, ist ein Teil dieses Aufstiegs. „Wenn im Norden die Banken kollabieren und alles schlechter wird, wenn Du spürst, dass es zu Ende geht, dann komm nach Afrika“, rät mir Wantu, „Komm zu uns ins Rift Valley nach Äthiopien.“

## 10. Epilog

Es ist dunkel geworden in Addis Abeba. Wir sitzen unter Bäumen, in einem Café nahe der Universität, an den anderen Tischen tauschen sich die Studenten aus. Mein Gesprächspartner hat fast zwei Stunden über sein Land gesprochen, doch dann sagt er: „Wenn Du etwas schreibst, erwähne bitte auf keinen Fall meinen Namen.“ Er hat interessante Dinge berichtet, aber nichts Brisantes, nichts, was sich gegen die Machthaber richtet, denn auch er sieht Äthiopien auf dem richtigen Weg. Warum also sorgt er sich? Er antwortet mir mit einer Formel, die Äthiopier gerne verwenden, wenn irgendetwas schief läuft: „Das ist Afrika.“ Und er erklärt, was die Formel an dieser Stelle bedeuten soll: „Die Dinge sind hier immer unsicher. Wenn du dich nur ein bisschen exponierst, kann es sein, dass du dafür bezahlen musst. Schau doch nur mal nach Kenia, wohin die Gewalt dort schlägt, und wie viele unschuldige Menschen sie trifft.“



Es ist eine eigentümliche Erfahrung, in einem Land zu recherchieren, das keine Tradition der freien Presse hat und in dem die Menschen viel Unrecht und Unterdrückung erlebt haben. Viele Äthiopier wollen nicht mit einem Journalisten sprechen oder zumindest nicht zitiert werden. Das gilt selbst für den jungen Unternehmer, der in den USA studiert hat und zurück nach Äthiopien gekommen ist, der von seinem Land schwärmt, große Hoffnungen hat und sagt: „Addis ist für mich der aufregendste Ort Afrikas.“ Diese Zurückhaltung ist angesichts der äthiopischen Geschichte verständlich, ihr Ausmaß hat mich dennoch überrascht. Darum bin ich heute den Menschen umso dankbarer, die sich Zeit für ein Gespräch genommen und mir geholfen haben. Namentlich danken kann ich nicht allen, die mir geholfen haben. Aber ohne Saba und Selam, Emishaw, Abdi und Fikeru hätte ich mich viel länger fremd in diesem Land gefühlt. Ich danke Wiebke, die mit den Funklöchern der Ethiopian Telecommunications leben musste, und ich danke Ute Maria Kilian und der Heinz-Kühn-Stiftung, die das alles möglich gemacht hat. Danke!